

Kultur: 24. November 2008, 01:00

Das Verschwinden malen



Reden vor den eigenen Bildern: Christian Vetter zwischen Selbstporträt und Totenkopf im St. Galler Kunstmuseum. Bild: Ralph Ribl

Christian Vetter, Gewinner des Manor-Kunstpreises St. Gallen 2008, beweist sein Können im Kunstmuseum. Widerstände gegen die eigene Virtuosität münden in eine Parcours-Installation von Materie und Antimaterie. Angst vor dem Scheitern hat er keine. Ursula Badrutt Schoch

Christian Vetter ist Maler; ein exzellenter Maler. Gerade deshalb macht er es sich nicht leicht. Das Malen nach Vorlagen ging ihm allzu locker von der Hand, und die Grossartigkeit von Bilderfindungen der Alten Meister ist nicht zu wiederholen. Also legt er die Messlatte hoch, erarbeitet sich eine Inhaltlichkeit, die Grenzbereiche von Philosophie, Psychologie, Phänomenologie, Physik, aber auch Religion und Geschichtsschreibung berühren.

Anfang und Ende

Letztes Jahr zeigte er in der Galerie Roellin in St. Gallen ausser Wände auch Hieronymus-Bilder. Hieronymus und seiner Klause begegnen wir wiederum im Museum. Dabei steht der Heilige, der für seine verbotenen Lehren Busse tut, sowohl für das Scheitern, als auch für den das Scheitern überdauernden Wunsch nach Erkenntnis. Die Klause, die Vetter gebaut hat, ist der Ort, wo die Weltentstehung krude nachgebildet ist, wo unter Licht Antimaterie in Materie verwandelt worden ist. Aber da sind wir schon fast am Schluss eines Parcours, der die Unterschiede zwischen Innen- und Aussenraum, Anfang und Ende, Entstehung und Zerstörung immer undeutlicher werden lässt.

«Das Thema ist heute die Auflösung, die Auseinandersetzung mit dem Ende», sagt Vetter. Als Kind habe er unter der zunehmenden Naturzerstörung gelitten. Heute habe er zumindest akzeptiert, dass die Zerstörung zur Menschheitsgeschichte gehört und der Mensch die Natur weitgehend ersetzt hat.

«Es gibt nichts Schrecklicheres als ein künstlich geschaffenes Paradies in Form eines Einkaufszentrums. Aber es ist menschlich.» Diese reflektierte Zerrissenheit drängt auch in seine Arbeit.

Weil Christian Vetter Maler ist, als Maler über die Rahmenbedingungen der Malerei nachdenkt und Paradoxes nicht scheut, beginnt seine Ausstellung «Disappearing Eye» mit einer filmischen Arbeit. «The First Year of the Machine» thematisiert die Feststellung oder Vermutung des Künstlers, dass wir von viel mehr Maschinen umgeben sind, als dass wir dies wahrhaben wollen. In Stein im Toggenburg und in Amden hat er während eines Jahres gefilmt und scheinbar unberührte Natur in mechanischen Kamerabewegungen festgehalten, die wirken, als hätten Ausserirdische eine Forschungssonde auf die Erde geschickt. Blutleere Stimmen sprechen von sich in der dritten Person; auch vom «Disappearing Eye». Umkehrungen der Perspektiven gehören zu wiederkehrenden Themen im Schaffen des 1970 geborenen und in Mörschwil aufgewachsenen Künstlers, der seit der Ausbildung in Zürich wohnt. In seinem Fotoarchiv hat er Bilder von 1990 gefunden, die er als Militärverweigerer im Bezirksgefängnis von der mit Inschriften übersäten Tischschublade gemacht hat und die jetzt überraschend konsequent die Erforschungen des Malers von Innensichten offenlegen.

«Disappearing Eye» – so der Titel der Ausstellung – heisst zwar «Verschwindendes Auge», doch auf Englisch ausgesprochen bedeutet es auch «Verschwindendes Ich». Nicht nur die Farbe fehlt in den Bildern von Christian Vetter.

Schwarze Löcher und Licht

Einiges mehr verschwindet im Laufe der Ausstellung. Zu den Blättern von «50 Works on Paper (Beijing 2007)» gehören ein virtuoses Selbstporträt genauso wie ins Dunkle führende Löcher. Die Spiegel sind leer; sie spiegeln den Bild- und Gedächtnisverlust unserer Zeit. Bilder von Köpfen und Bilder von Mauern rücken zusammen. Beide zeigen Ansichten von Oberflächen. Vetter will wissen, was dahintersteckt, was innen ist, wie es sich darstellen, wie sich das Innen nach aussen stülpen lässt. «Ich suche die Momente, wo etwas aufbricht. Es geht darum, Malerei in ihren Strukturen zu erforschen und sie als Weg der Selbsterkenntnis zu nutzen.»

Christian Vetter ist ein Suchender, kein Behauptender. Das Ende des Weges ist nicht in Sicht. Vielleicht ist es auch mal eine Sackgasse. Wie die Klausen des heiligen Hieronymus. Der Weg durch die Ausstellung ist begleitet von einer wilden Knallerei. Es ist der chinesische Jahreswechsel mit endlosen Feuerwerken. Jede Explosion ist eine Lichtquelle, ein Werden, und gleichzeitig eine Zerstörung.

Bis 25. Januar, Di–So 10–17, Mi 10–20 Uhr

